



Newsletter, 24. August 2011



Editorial

Sehr geehrte Damen und Herren,

im Spätsommer erreicht Sie unser neuer Newsletter. Erneut berichten wir über die Ergebnisse aktueller wissenschaftlicher Studien, die auch in der alltäglichen Arbeit mit suchtgefährdeten und von Suchtstörungen betroffenen Kindern und Jugendlichen von Bedeutung sind.

Themen unserer aktuellen Ausgabe sind:

1. Nikotinabhängigkeit und Rauschtrinken: Hilft eine kombinierte Intervention dabei, Tabak- und Alkoholkonsum zu verringern?
2. Onlinesucht bei Jugendlichen: Welchen Einfluss hat die Eltern-Kind-Beziehung?
3. Hilft der „change talk“ in motivierenden Kurzinterventionen bezogen auf eine spätere Verhaltensänderung?
4. Sind Mädchen resilienter? Wer profitiert von der Teilnahme an einem selektiven familienbasierten Präventionsprogramm?
5. Inwieweit beeinflusst der Alkoholkonsum und das Ausgehverhalten Jugendlicher den Konsum illegaler Drogen?

Gleichzeitig freuen wir uns, Sie am 9. September 2011 zu unserer vierten DZSKJ-Fachtagung in das Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf einladen zu können. Wir haben für unser Thema „Wenn Eltern süchtig sind ... Hilfen für Kinder aus suchtblasteten Familien“ zahlreiche hochkarätige Referentinnen und Referenten gewinnen können. Die Teilnahme ist kostenfrei, um Anmeldung wird unter www.dzskj.de gebeten. Der Flyer zur Tagung hängt diesem Newsletter an.

Darüber hinaus möchten wir natürlich gerne erneut auf unser Fortbildungsangebot für das zweite Halbjahr 2011 hinweisen. Das Programm kann ebenfalls unter www.dzskj.de („Lehre und Fortbildung“) heruntergeladen werden.

Mit freundlichen Grüßen

Dr. med. Martin Stolle, Redakteur

Impressum

Herausgeber:

Deutsches Zentrum für Suchtfragen des Kindes- und Jugendalters (DZSKJ)



Prof. Dr. med. Rainer Thomasius
c/o Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Martinistraße 52
20246 Hamburg
Telefon: +49 (0)40 7410-59307, E-Mail:
sekretariat.dzskj@uke.de
Erscheinungsweise: vierteljährlich

1. Nikotinabhängigkeit und Rauschtrinken: Hilft eine kombinierte Intervention dabei, Tabak und Alkoholkonsum zu verringern?

Ziel der Studie und Fragestellung
Abhängiger Tabakkonsum ist für sich genommen der größte vermeidbare Risikofaktor für viele unterschiedliche Erkrankungen und vorzeitige Todesfälle. In den USA versterben jährlich 438000 Menschen an den Folgen des Tabakkonsums. Gleichzeitig scheint eine enge Verknüpfung zwischen Tabak- und Alkoholkonsum – und hier insbesondere dem Rauschtrinken – zu bestehen. Bei den amerikanischen Jungerwachsenen, die Rauschtrinken praktizieren, rauchen etwa 58 %, während es in der moderat Alkohol konsumierenden Gruppe nur 19 % sind. Möglicherweise hilft es jungen Erwachsenen, die mit dem Rauchen aufhören wollen, wenn gleichzeitig auch eine Intervention durchgeführt wird, die das Rauschtrinken in den Blickpunkt nimmt. In diesem Zusammenhang wurden in der hier beschriebenen Studie von Ames et al. (2010) bei jungen Erwachsenen aus dem Nordosten Floridas/USA, die sowohl einen abhängigen Tabakkonsum als auch regelmäßiges Rauschtrinkverhalten aufwiesen, eine alleinige Rauch-Stopp-Intervention mit einer

kombinierten Intervention gegen Tabak- und Alkoholkonsum verglichen.

Methode

112 junge Erwachsene zwischen 18- und 30 Jahren (49 % weiblich, Durchschnittsalter 23 Jahre, 93 % kaukasischer Herkunft) wurden für die Studie rekrutiert, wobei letztlich nur 41 Probanden eingeschlossen werden konnten. Alle Probanden wiesen eine Nikotinabhängigkeit und ein regelmäßiges Rauschtrinkverhalten (> 2-mal/Monat fünf und mehr alkoholische Getränke bei einer Trinkgelegenheit) auf. Per Losverfahren wurden 19 der Jungerwachsenen einer Gruppe zugelost, in der ausschließlich ein Anti-Rauchtraining über acht Wochen durchgeführt wurde. Dieses Training wurde mit einer Nikotinersatztherapie per Nikotinplaster über ebenfalls acht Wochen kombiniert. Die anderen 22 Probanden erhielten das gleiche Anti-Rauchtraining wie Gruppe 1, bekamen aber zusätzlich noch eine motivierende Kurzintervention bezogen auf ein reduziertes Trinkverhalten. Beide Gruppen wurden nach 12 bzw. 24 Wochen erneut auf ihr Rauch- bzw. Trinkverhalten hin untersucht (Fragebogen sowie Urinalysen).

Ergebnisse und Diskussion

Als ein Ergebnis der Studie ist festzuhalten, dass nur 24 der 41 an der Studie teilnehmenden jungen Erwachsenen diese auch regulär beendeten (Teilnahme an beiden Nachuntersuchungen). Somit müssen aufgrund der kleinen Fallzahlen die Ergebnisse relativiert werden. Es scheint aber deutlich zu werden, dass Gruppe 2 (kombinierte Intervention) über die Zeit die Nikotinabstinenz länger aufrechterhalten konnte bzw. weniger Tabak konsumierte als Gruppe 1 (nur Anti-Rauchtraining



plus Pflaster). Aufgrund der geringen Fallzahlen wurde das Ergebnis allerdings nicht signifikant. Bezogen auf den Alkoholkonsum konnte Gruppe 2 die Rauschtrinkereignisse stärker reduzieren als Gruppe 1; auch hier wurde der Effekt jedoch nicht signifikant (vgl. Abbildung 1 und 2).

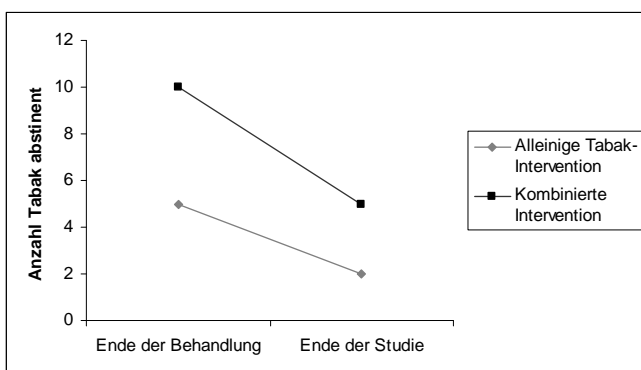


Abbildung 1

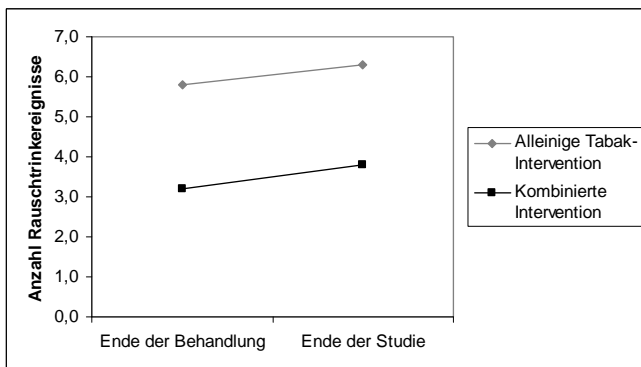


Abbildung 2

Bewertung

Der Verdienst dieser Pilotstudie ist, Maßnahmen gegen Tabak- und Alkoholkonsum bei jungen Erwachsenen zu kombinieren und damit dessen enger Verknüpfung Rechnung zu tragen. In dieser Richtung ist für junge Erwachsene bisher kaum geforscht worden. Dabei scheint es jungen Erwachsenen leichter zu fallen, nicht mehr oder weniger zu

rauchen, wenn gleichzeitig auch deren Alkoholkonsum in den Fokus genommen wird. Auch auf den Alkoholkonsum scheint sich die kombinierte (kognitiv-behaviorale) Intervention positiv auszuwirken. Da die (verbleibende) Stichprobe jedoch sehr klein ist, kann nicht abgeschätzt werden, inwieweit dies ein signifikanter Effekt ist. Dies sind die Hauptlimitationen der Studie: Die geringe Fallzahl und die geringe Haltequote innerhalb der Studie (trotz nicht unbeträchtlichen finanziellen Anreizen haben nur etwas mehr als die Hälfte der Probanden die Studie regulär beendet). Hier besteht weiterer Forschungsbedarf im Rahmen größerer kontrolliert-randomisierter Studien.

Dr. med. Martin Stolle

Quelle:

Ames, S.C., Werch, C.E., Ames, G.E. et al. (2010). Integrated Smoking Cessation and Binge Drinking Intervention for Young Adults: a Pilot Investigation. *Annals of Behavioral Medicine*, 40, 343-349.

2. Onlinesucht bei Jugendlichen: Welchen Einfluss hat die Eltern-Kind-Beziehung?

Ziel der Studie und Fragestellung

Obwohl bekannt ist, dass Eltern sich sehr sorgen, wenn ihre Kinder exzessiv das Internet nutzen, weiß man bisher wenig darüber, welche Rolle Eltern spielen, um die Entwicklung einer Onlinesucht bei ihren Kindern zu verhindern. In der folgenden Studie von Meerkerk et al. (2009) geht es um die Zusammenhänge zwischen dem Verhalten von Eltern im Hinblick auf die Onlinenutzung ihrer Kinder und



die Entwicklung einer Störung auf Seiten der Kinder. Außerdem wurde untersucht, wie diese Aspekte sich gegenseitig beeinflussen (Bidirektionalität der Zusammenhänge).

Es wurde angenommen, dass die Durchsetzung von elterlichen Regeln, d. h. die elterliche Reaktion auf exzessiven Internetgebrauch, und qualitativ gute elterliche Kommunikation im Hinblick auf den Internetkonsum negativ mit Onlinesucht in Zusammenhang steht. Ein positiver Zusammenhang wird hingegen für die Häufigkeit der Kommunikation und einer Onlinesucht angenommen, d. h. je mehr kommuniziert wird, desto eher wird eine Onlinesucht diagnostiziert. Die Annahme dieses Zusammenhangs basiert auf verschiedenen Studien zum Alkoholkonsum von Jugendlichen, in denen positive Zusammenhänge zwischen der Häufigkeit des Redens darüber und der Häufigkeit des Konsums nachgewiesen wurden. Allerdings betonen die Autoren, dass der Zusammenhang auch in die entgegengesetzte Richtung weisen kann: Der Konsum der Jugendlichen führt dazu, dass die Eltern häufiger mit ihnen darüber reden. Die Richtung des Zusammenhangs soll in dieser Studie ebenfalls überprüft werden.

Methode

Die Zusammenhänge wurden in zwei verschiedenen Studien durch Fragebögen untersucht: Zum einen in einem querschnittlich (einmalige Befragung) angelegten Design, in dem 4483 niederländische Schülerinnen und Schüler zwischen 11 und 15 Jahren befragt wurden. Außerdem wurde eine Stichprobe von 510 Jugendlichen im Alter von 13 bis 15 Jahren in einem längsschnittlich angelegten Design (zweimalige Befragung in einem Zeitraum von sechs Monaten) untersucht.

In diesen Studien wird Internetsucht oder Onlineabhängigkeit [Compulsive Internet Use (CIU)] nach folgenden Kriterien beschrieben:

1. Fortsetzung des Internetgebrauchs trotz der Intention oder des Wunsches, aufzuhören
 2. sich unwohl fühlen, wenn es nicht möglich ist, in das Internet zu gehen
 3. das Internet benutzen, um negativen Gefühlen zu entgehen
 4. der Gebrauch des Internets führt zu Konflikten mit anderen und mit sich selbst
- (vgl. Meerkerk, G.J., Van den Eijnden, R.J.J.M., Vermulst, A.A. & Garretsen, H., 2009).

Die Schülerinnen und Schüler der ersten Studie füllten die Fragebögen in der Schule aus, diejenigen der zweiten Studie wurden über das Internet rekrutiert und füllten die Fragen online aus. In beiden Studien wurde der gleiche Fragebogen verwendet: Er bestand zum einen aus der Compulsive Internet Use Scale (CIUS; Meerkerk et al., 2009), die Fragen zum Onlineverhalten stellt, zum anderen wurden fünf neue Skalen entwickelt, die sich auf internetspezifische Verhaltensweisen der Eltern beziehen. Ausgewertet wurden die Studien mit Korrelationsanalysen und Strukturgleichungsmodellen.

Ergebnisse und Diskussion

Die Ergebnisse zeigen, dass eine qualitativ gute Kommunikation ein Erfolg versprechendes Mittel für Eltern ist, um bei ihren Kindern eine Onlinesucht zu verhindern. Unter „qualitativ gut“ wird in dieser Untersuchung verstanden, dass Jugendliche sich wohl, verstanden und ernst genommen von ihren Eltern fühlen, wenn sie über ihren Internetkonsum sprechen. Außerdem tragen die elterlichen



Reaktionen auf exzessiven Internetgebrauch und elterliche Regeln, welche Internetseiten benutzt werden dürfen, mit dazu bei, eine Onlinesucht zu verhindern. Diese Ergebnisse decken sich mit vorherigen Studien zum Substanzkonsum, wo diese Zusammenhänge ebenfalls nachgewiesen werden konnten.

Strenge Regeln dagegen, wie viel Zeit im Internet verbracht werden darf, fördern den pathologischen Internetgebrauch. Dieses Ergebnis ist mit den Erwartungen der Autoren nicht konform. Eine alternative Erklärung könnte sein, dass Jugendliche, die viel Zeit im Internet verbringen, bei ihren Eltern strenge Regeln provozieren. Dieser Zusammenhang ließ sich jedoch in einer weiteren Analyse nicht bestätigen. Insofern bleibt die Frage offen, warum strenge Regeln im Hinblick auf den Substanzkonsum bei Jugendlichen einen höheren Konsum verhindern, jedoch im Kontext einer Onlinesucht eine negative Entwicklung eher begünstigen. Hier bedarf es weiterer Forschung.

Die Häufigkeit der Kommunikation ist in der ersten Studie positiv mit einer Onlinesucht assoziiert und dieses Ergebnis bestätigt somit die Erwartungen der Autoren. Werden die Jugendlichen in der Längsschnittstudie jedoch nach sechs Monaten erneut befragt, ist dieser Wert niedriger geworden, d. h. die Jugendlichen reden nach sechs Monaten deutlich seltener mit ihren Eltern über die Benutzung des Internets. Dies könnte man dadurch erklären, dass Eltern nach einiger Zeit die Hoffnung aufgeben, dass sie ihre Kinder im Hinblick auf den Internetkonsum positiv beeinflussen können. Damit liegen die Eltern auch richtig, denn in dieser Untersuchung gibt es keinerlei Hinweise, dass Eltern durch häufige Kommunikation die Onlinesucht ihrer Kinder positiv

beeinflussen können (vgl. Abbildung 1 am Ende des Artikels).

Bewertung

Die Studien weisen einige Limitationen auf: Zum einen basieren die Ergebnisse lediglich auf Selbstauskünften der Jugendlichen und nicht auf Fremdeinschätzungen, zum anderen wurden fünf Skalen von den Autoren neu entwickelt – und so beziehen sich beispielsweise die Aussagen, die zur Qualität der Kommunikation gemacht werden, lediglich auf drei Items. Außerdem ist die zweite Stichprobe sehr selektiv, weil die Jugendlichen über das Internet rekrutiert wurden. Dieses ist bei der Interpretation der Ergebnisse zu berücksichtigen. Sie liefern jedoch erste wichtige Hinweise, in welche Richtung weiter geforscht werden kann, um Eltern dabei zu unterstützen, konstruktiv mit der Internetnutzung ihrer Kinder umzugehen.

Dr. phil. Astrid Wendell, Dipl.-Psych.

Quelle:

Meerkerk, G.J., Van den Eijnden, R.J.J.M., Vermulst, A.A. & Garretsen, H. (2009). The compulsive internet use scale (CIUS). Some psychometric properties. *CyberPsychology & Behavior*, 12 (1), 1-6.

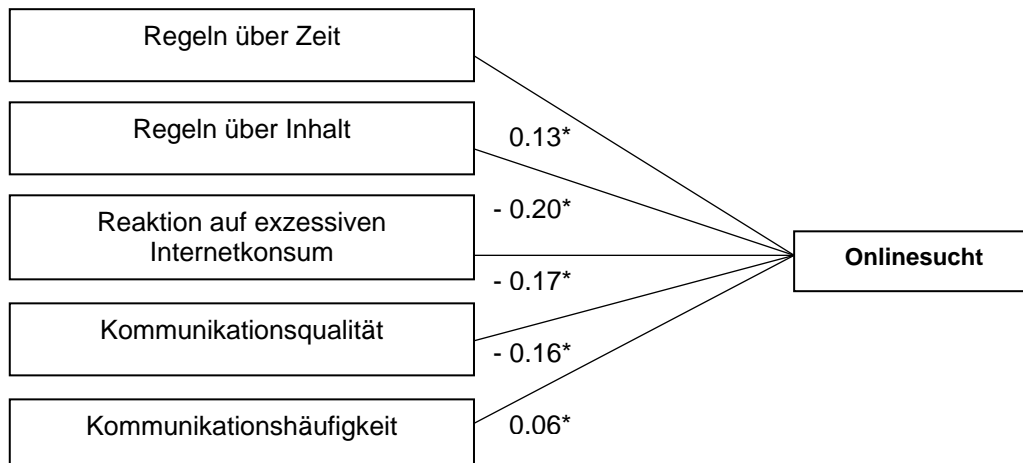


Abbildung 1: Korrelationen (Zusammenhänge) zwischen den Erziehungsvariablen und Onlinesucht aus Studie 1

Anmerkungen. * Alle Werte sind signifikant ($p < 0.05$); positive Werte bedeuten einen positiven Zusammenhang (je mehr, desto mehr), negative Werte bedeuten einen negativen Zusammenhang (je mehr, desto weniger).



3. Äußerungen der Veränderungsabsicht in motivierenden Kurzinterventionen und spätere Verhaltensänderung

Ziel der Studie und Fragestellung

Aus den Klientinnen und Klienten Äußerungen in Richtung Veränderungsbereitschaft und -absicht („change talk“) „herauszukitzeln“, ist ein zentrales Element in der motivierenden Gesprächsführung. Verschiedene Studien konnten zeigen, dass der sogenannte „change talk“ während des Beratungsgesprächs im Zusammenhang mit späteren Verhaltensänderungen steht. Gibt es Muster des „change talk“ während des Gesprächs, die eine spätere Umsetzung einer Verhaltensänderung begünstigen?

Am Universitätsklinikum Lausanne wurde eine Studie durchgeführt, in der der Zusammenhang zwischen verschiedenen Mustern des „change talk“ in motivierenden Kurzinterventionen mit späterem Alkoholkonsum untersucht wurde.

Methode

Es wurden insgesamt 97 motivierende Kurzinterventionen, die mit riskant Alkohol konsumierenden Patientinnen und Patienten in einer Notfallambulanz durchgeführt wurden, aufgezeichnet und hinsichtlich der Sequenzen des „change talk“ analysiert. Anhand eines Codierungssystems wurden die Äußerungen der Patientinnen und Patienten dreier Haltungen gegenüber einer Verhaltensänderung zugeordnet: Veränderung befürwortend, Veränderung ablehnend und unentschieden gegenüber einer Veränderung (vgl. Abbildung 1 am Ende des Artikels). Die Muster des „change talk“ wurden dann mit dem Alkoholkonsum 12 Monate nach dem Gespräch in Beziehung gesetzt.

Ergebnisse und Diskussion

Es zeigte sich, dass Personen, die am Ende der motivierenden Kurzintervention Äußerungen machten, die eine Veränderung ihres Alkoholkonsums befürworteten, 12 Monate nach der Intervention bedeutend weniger Alkohol konsumierten (durchschnittlich 13.1 Standardgetränke pro Woche) als Patientinnen und Patienten, die das Gespräch mit Äußerungen beendeten, die eine unentschiedene oder ablehnende Haltung gegenüber einer Verhaltensänderung ausdrücken. Dieses Ergebnis war unabhängig von der zu Beginn oder während des Gesprächs geäußerten Haltung gegenüber einer Reduzierung des Alkoholkonsums.

Bewertung

Die Ergebnisse dieser Untersuchung unterstreichen die Wichtigkeit, motivierende Kurzinterventionen mit Äußerungen der Klientin bzw. des Klienten zu beenden, die für eine Verhaltensänderung sprechen. Dieser Studie zufolge haben die zu Beginn oder während des Gesprächs geäußerten Absichten, Wünsche oder Ängste bezüglich einer Verhaltensänderung und auch die Häufigkeiten von befürwortenden oder ablehnenden Äußerungen in Bezug auf eine Verhaltensänderung keinen Einfluss auf die spätere Umsetzung einer Verhaltensänderung. Entscheidend ist der Abschluss des Gesprächs mit positiven Äußerungen der Klientin bzw. des Klienten in Bezug auf eine Veränderung.

Dipl.-Psych. Silke Diestelkamp



Quelle:

Bertholet, N., Faouzi, M., Gmel, G., Gaume, J. & Daeppen, J.B. (2010). Change talk sequence during brief motivational intervention, towards or away from drinking. *Addiction*, 105, 2106-2112.

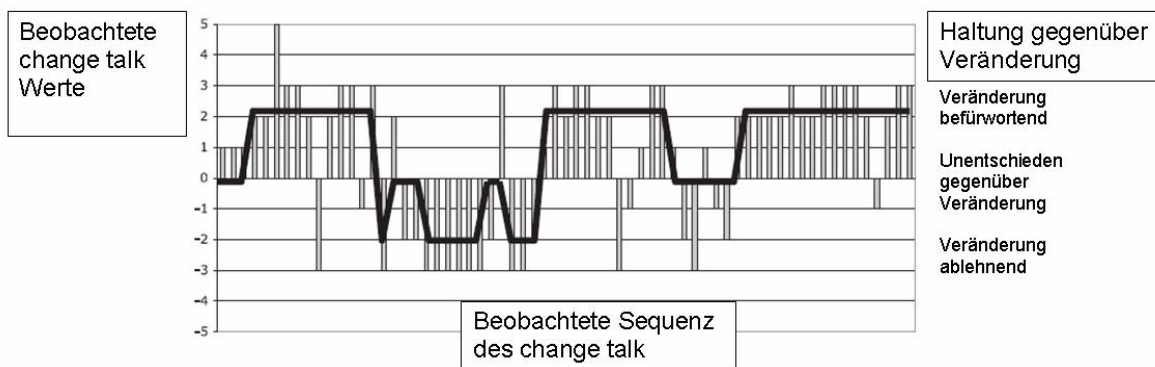


Abbildung 1 Beispiel einer Analyse des „change talk“ in einer motivierenden Kurzintervention

Anmerkungen. Die während der Intervention geäußerten Haltungen gegenüber einer Veränderung werden durch die schwarze Linie repräsentiert.



4. Sind Mädchen resilienter? Wer profitiert von der Teilnahme an einem selektiven familienbasierten Präventionsprogramm?

Ziel der Studie und Fragestellung

Wenn Kinder substanzabhängiger Eltern an einem familienbasierten Präventionsprogramm teilnehmen, so soll dies bei diesen Kindern die Resilienz für später erhöhen. Doch welche Kinder profitieren wirklich? Martie L. Skinner und ihre Kollegen aus Seattle (USA) wollten in einer Längsschnittstudie herausfinden, was „funktionale Resilienz“ bei Kindern substanzabhängiger Eltern vorhersagt. Darunter verstehen sie, dass die Kinder in den vorangegangenen fünf Jahren nicht missbräuchlich Drogen konsumiert und keine Straftaten begangen hatten, sowie aktuell einer Arbeit bzw. Ausbildung nachgingen. Indirekt geben die Resultate von Skinner et al. (2009) aber auch Aufschluss über Langzeiteffekte von selektiver familienbasierter Prävention.

Methode

Die Daten wurden per Interview an N = 151 (85 %) ehemaligen Teilnehmerinnen und Teilnehmern von „Focus on Families“ (FOF) erhoben. FOF ist eines der am besten evaluierten Programme zur selektiven Prävention bei Kindern, deren Eltern opiatabhängig sind. FOF besteht aus zwei wöchentlichen Sitzungen über vier Monate plus neun Monaten Case Management für die Eltern. Die FOF-Sitzungen betrafen z. B. Rückfalltrainings, elterliche Kommunikation, Umsetzung von Erziehungszielen. Eltern und Kinder nahmen an 12 der 36 Sitzungen gemeinsam teil. FOF lief über die Jahre 1991 bis 1993, die Kinder waren damals im Mittel neun Jahre

alt. Die Daten der Längsschnittstudie wurden in den Jahren 2005 und 2006 erhoben, die Befragten waren nun mindestens 18 Jahre alt.

Ergebnisse und Diskussion

Von den ehemaligen FOF-Teilnehmenden hatten 70 % bis zu ihrem 18. Lebensjahr mindestens drei traumatisierende Erlebnisse zu verarbeiten (Gewalt- und Missbrauchserfahrungen, psychische Erkrankungen in der Familie, Tod eines Elternteils, die Suchterkrankung eines Elternteils), in einer zufälligen Vergleichsgruppe waren dies nur 22%. Wer konnte unter diesen widrigen Umständen „funktionale Resilienz“ entwickeln? – Eine viermal größere Chance als die Jungen hatten die Mädchen. Förderlich, wenn auch nicht signifikant, waren ein gutes Familien-Monitoring und eine gute Eltern-Kind-Beziehung. Nahezu ohne Einfluss war, ob die betroffenen Elternteile ihre Abhängigkeit überwinden konnten oder nicht. Hatten hingegen internalisierende oder externalisierende Störungen vorgelegen, verringerte das die Chance auf funktionale Resilienz um das Dreifache (vgl. Abbildung 4-1).

Bewertung

Knapp 25 % der Stichprobe erweist sich gut 15 Jahre nach der FOF-Intervention als funktional resilient. Diese Marge ist vor dem Hintergrund der traumatisierenden Erfahrungen zu sehen, welche die FOF-Teilnehmerinnen und -Teilnehmer als Kinder zu verarbeiten hatten. Auf's Ganze gesehen profitieren insbesondere die Mädchen, vor allem, weil sie weniger Straftaten begangen hatten; den Drogenkonsum betreffend war dagegen das Outcome der Jungen besser. Die Autoren schlussfolgern, dass künftige Programmentwicklungen noch mehr auf das Problemverhalten der Jungen zugeschnitten sein



sollten. Auf längere Sicht würden die jungen Männer sonst verstärkt in die Negativspirale Kriminalität – Substanzkonsum – weitere Kriminalität geraten.

Dr. phil. Peter-Michael Sack, Dipl.-Psych.

Quelle:

Skinner, M.L., Haggerty, K.P., Fleming, C.B. & Catalano, R.F. (2009). Predicting functional resilience among young-adult children of opiate-dependent parents. *Journal of Adolescent Health*, 44, 283-290.

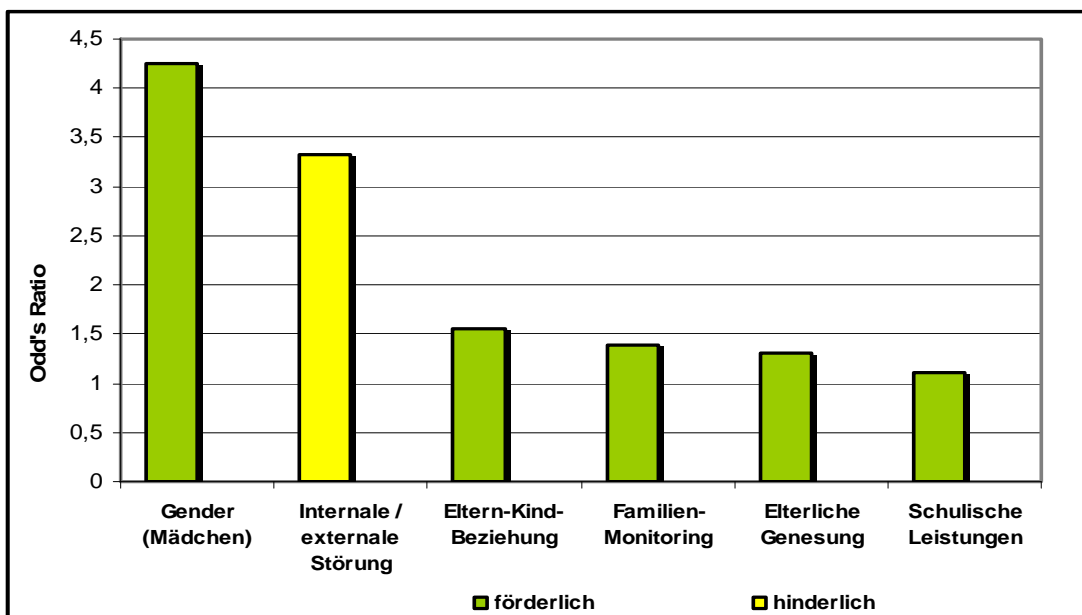


Abbildung 1 Was erhöht die Chance auf „funktionale Resilienz“ bei Kindern opiatabhängiger Eltern, die mit etwa neun Jahren an einer familienbasierten Präventionsmaßnahme teilnahmen?

Anmerkungen. ORs ab 3 sind signifikant.



5. Der Alkoholkonsum und das Ausgehverhalten Jugendlicher als Prädiktoren für den Konsum illegaler Drogen

Ziel der Studie und Fragestellung

Unter Jugendlichen ist der Konsum von Alkohol weit verbreitet. Illegale Drogen wie Cannabis, Ecstasy oder Kokain werden zwar zusehends weniger häufig konsumiert, dennoch ist ein Trend hin zu einem kombinierten Konsum von Alkohol und illegalen Drogen deutlich erkennbar. Es stellt sich die Frage, inwieweit das Ausmaß und/oder die Häufigkeit des Alkoholtrinkens einen Einfluss auf den Drogenkonsum bei Jugendlichen haben.

Des Weiteren zeigen Untersuchungen, dass Jugendliche, die häufiger Alkohol konsumieren, dieses hauptsächlich außerhalb des Elternhauses tun, also in Bars, Diskotheken oder bei Freunden. Lassen sich diese Ergebnisse auch auf den Konsum von illegalen Drogen übertragen? Greifen Jugendliche, die häufiger in Bars oder Diskotheken gehen, eher zu illegalen Drogen?

Die Studie von van de Goor und Kollegen (2011) untersucht somit die Beziehung zwischen dem Alkoholkonsum, dem Ausgehverhalten und dem Konsum illegaler Drogen (Cannabis, Kokain und/oder Ecstasy) von Jugendlichen.

Können der Alkoholkonsum und das Ausgehverhalten von Jugendlichen deren Konsum illegaler Drogen vorhersagen?

Methode

Die präsentierten Querschnittsdaten sind Teil einer größeren nationalen Prävalenzstudie zum Substanzkonsum der niederländischen Bevölkerung. In die Auswertung sind Daten von 711 Jugendlichen im Alter von 15 bis 24 Jahren mit mindestens einmal

wöchentlichem Alkoholkonsum eingeflossen. Mittels eines Online-Fragebogens wurden demografische Daten, die Häufigkeit des Alkoholkonsums, der Konsum illegaler Drogen sowie das Ausgehverhalten, d. h. wie oft Bars/Diskotheken etc. besucht wurden, erhoben. In Bezug auf den Alkoholkonsum wurde gefragt, ob regelmäßig in der Woche (montags bis donnerstags) oder am Wochenende (freitags bis sonntags) getrunken und wie oft exzessiv Alkohol, d. h. Rauschtrinken („binge drinking“; fünf oder mehr Standardeinheiten Alkohol zu einem Zeitpunkt) konsumiert wurde. Im Hinblick auf den Konsum illegaler Drogen wurde gefragt, ob und wie oft in den letzten 12 Monaten Cannabis, Ecstasy und/oder Kokain genommen wurde.

Ergebnisse und Diskussion

Die Ergebnisse zeigen, dass Jugendliche, die häufig exzessiv Alkohol trinken (Rauschtrinken) ein größeres Risiko aufweisen, illegale Substanzen zu konsumieren. Bei jüngeren Studienteilnehmenden (Alter 15 bis 17 Jahre) und denen mit einem geringen Bildungsniveau tragen der regelmäßige Alkoholkonsum in der Woche (montags bis donnerstags) zu einem erhöhten Risiko bei, illegale Substanzen zu nehmen.

Jugendliche, die hauptsächlich Bars und Diskotheken besuchen, haben ebenso ein erhöhtes Risiko illegale Drogen zu konsumieren, was vermuten lässt, dass Rahmenbedingungen für den Konsum ausschlaggebend sind.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Ergebnisse eindeutige Hinweise darauf geben, dass (häufiges) Alkoholtrinken sowie die Umgebung wichtige Prädiktoren für den Konsum illegaler Substanzen bei Jugendlichen darstellen.



Bewertung

Die Studie ist eine der ersten, die jugendlichen Alkoholkonsum und das Ausgehverhalten in Beziehung zum Konsum illegaler Drogen setzt. So stehen insbesondere das Rauschtrinken und der Konsum von Alkohol in der Woche in positivem Zusammenhang mit dem Konsum illegaler Drogen bei Jugendlichen.

Aufgrund der Ergebnisse scheint es wichtig zu sein, dass bei der Behandlung und Beratung von Jugendlichen, die häufig und exzessiv Alkohol konsumieren, den Aspekt eines möglichen Konsums illegaler Drogen nicht zu vernachlässigen. Kritisch bei der Studie ist anzumerken, dass hinsichtlich des Konsums illegaler Drogen nicht zwischen den Drogen differenziert und nur nach dem Konsum von Ecstasy, Cannabis oder Kokain gefragt wurde. So wären zukünftig Studien wünschenswert, die zwischen den einzelnen Drogen trennen, um detaillierte Aussagen treffen zu können.

Zusammenfassend lässt sich jedoch feststellen, dass die Studie sehr gute Erkenntnisse zur positiven Beziehung von Alkoholkonsum, Ausgehverhalten und dem Konsum von illegalen Substanzen bei Jugendlichen liefert.

Dr. phil. Annika Wiedow, Dipl.-Psych.

Quelle:

Van de Goor, I., Spijkerman, R., van den Eijnden, R. & Knibbe, R. (2011). Drinking patterns and going-out behavior as predictors of illicit substance use: An analysis among Dutch adolescents. *Journal of Child & Adolescent Substance Abuse*, 20, 99-113.

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters

Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Gerichtsstand: Hamburg